

Kultur gehört dazu

Fritz, der jüngere Kühnbruder, hatte es besser als Martin und Gustl. Metallpolierer lernte er und nach der Lehre nahm ihn die Lokomotivenfabrik in der Hirschau an. Ungefähr um die Zeit herum, als Gustl sich wegen der Geburt seiner unehelichen Tochter Sophie mit Anni März ein Übermaß an Sorgen machen musste, lernte Fritz die Franziska Rindlbacher kennen. Schon, weil die noch bei ihren Eltern wohnte, würde ihm so was wie den Brüdern nicht passieren, auf die Franziska wurde von zu Hause aus gesehen, dass sie »sauber« blieb. Martins künftige Schwiegereltern hatten kaum ein Wort darüber verloren, dass die Tochter mit dickem Bauch herumlaufen musste. Als Martin dann noch aus dem Mietstall in die Zweizimmerwohnung der Franks einzog, sie noch enger machte mit seiner gelegentlichen Anwesenheit, da war für die Frankl-Sippschaft alles in bester Ordnung gewesen. Bei den Rindlbachers käme er da schön an. Er, der Steinmetz Rindlbacher, war mit den Seinen erst vor knapp zehn Jahren in die Stadt hereingezogen, wie es mit dem Bauen hier wieder einen Aufschwung gegeben hatte. Die Guldeinschule war eine seiner ersten Baustellen gewesen und gleich ein paar Häuser daneben hatte er seine Wohnung gefunden, im zweiten Stock über einer großen Schankwirtschaft. Da wirtschaftete er nun »städtisch«, die Tochter ging wegen des nötigen Geldes in die Fabrik, aber auch, weil die dort »aufgeräumt« war. Die strenge Moral hatte der Rindlbacher-Vater noch vom Dorf. Franziska, seine rotblonde, schlanke, lustige Franziska, musste jeden Tag spätestens um acht Uhr abends zu Hause sein, sonst riskierte sie einen Mordskrach und gesperrten Ausgang von mindestens zwei Wochen.

Fritz hatte deshalb noch seinen Stammtisch. Franz Löffler war das unbestrittene Oberhaupt dieser Runde, die sich fast jeden Abend in der Westendhalle zusammenfand. Postbeamter war der, Schaffner, aber schon Familienvater und der älteste in ihrem Kreis. Zudem noch ein Sozialdemokrat, der viel gelesen hatte und mit seinem Wissen nicht hinter dem Berg hielt.

»Heuer müssen wir am 1. Mai etwas Besonderes zusammenbringen. Vor zehn Jahren schon, da haben sie in Amerika und in Frankreich einen großartigen Kampftag der Arbeiterklasse daraus gemacht.«

Junge Burschen waren sie gegen den Löffler, der Kesselschmied Andreas Warz, dem schon ein blonder Schnurrbart spross, die drei Kühnbrüder, alle schon über das Militärpflichtalter hinaus, und der Buttenhauser, dem die Montur noch bevorstand, der gerade die Lehre hinter sich gebracht hatte. Gespannt waren sie, was ihnen der erfahrener Kollege und Genosse vorschlagen würde.

»Streiken wir dieses Jahr auch?«, begeisterte sich Anderl Warz, wie immer bemüht, den Löffler zu beeindrucken, weil er Absichten auf seine noch nicht sechzehnjährige Käthi hatte.

»Streiken? Was du dir denkst! In Chicago haben sie die Führer des Streiks hingerichtet – Spieß, Fischer, Parson und Engel, lauter Deutsche, Auswanderer. Vor drei Jahren ist es herausgekommen, da haben sie den Justizmord zugegeben. Einfach ein Attentat ist denen unterschoben worden!«

Sie kannten alle die Geschichte, Löffler hatte sie ihnen schon einige Male als warnendes Beispiel vor zu viel Radikalität vorgestellt. Fritz kam wieder zur Sache, bevor Löffler sich in mahnenden Worten ergehen konnte: »Der Allgemeine Deutsche Metallarbeiterverband wird sich wieder in der Mengerschwaige im Isartal treffen. Am 1. Mai am Abend und dann zur richtigen Feier am darauf folgenden Sonntag.«

»Die Sozialdemokratie wird auch dort sein, wie im vergangenen Jahre. – Ist euch schon aufgefallen, dass sich diese Maifeier, abgesehen von den Ansprachen der Referenten, in nichts von einem Familienausflug eines Kegelveins unterscheidet?« Löffler wartete gar nicht erst ab, was die anderen dazu sagten. Er hatte seine Idee, die sollten sie gut finden, dann verging ihnen das Gerede vom Streik. »Erst wird doch gesoffen und dann gesungen, was sag ich, geplärrt, dass es eine Schande ist.«

»Arbeiterlieder!«, wagte Anderl Warz einzuwenden.

»Ja, Arbeiterlieder, doch warum werden die nicht schön gesungen, kunstvoll?« Nun bekam er keine Gegenrede mehr und konnte losziehen. »Wenn jemand, der nicht zu uns gehört, vorbeikommt und sich das anhört, muss er uns für eine Räuberbande halten. Herwegh, Freiligrath, das waren Künstler. Ihre Lieder kann man nicht einfach so herausrölen.«

»Mir reicht es schon, wenn alle den Text können«, rutschte es Gustl Kühn heraus und löste damit ein Gelächter aus, das Löffler mit bestimmter Handbewegung schnell wegwischte.

»Richtig singen kann man lernen! Schaut euch die Gesangsvereine an.«

»Am Brunnen vor dem Tore...«, alberte Fritz und bekam dafür einen zornigen Blick des Postschaffners.

»Warum nicht? Sollen wir vielleicht auf alles verzichten, was es sonst an Liedern gibt? – Aber wenn ihr nicht wollt, ich hätte was gewusst...« – So muss man es machen, nun waren alle ganz Ohr, keine Einwände mehr. »Natürlich kann keiner erwarten, dass diese bürgerlichen Liedertafeln jetzt anfangen, unsere Lieder zu singen, nicht einmal aufnehmen würde uns so ein Verein. Gründen wir doch einen eigenen! Arbeitergesangsverein München West, wie wäre das?«

Sie waren dabei, brachten in den folgenden Wochen noch neue Kollegen mit und übten in einem Nebenzimmer der Westendhalle, bis der Wirt kam: »Hörts auf, morgen ist auch noch ein Tag. Sonst schicken mir die Nachbarn die Polizei, es geht schon auf elf Uhr!«

Natürlich kamen die Kühn-Bräute am ersten Maisonntag in die Menter-schwaige, setzten sich in das Segment, das mit einer Seilabspernung für die Frauen reserviert war, auch am ersten Mai, hörten die Reden zum Acht-Stunden-Tag. Und dann war der erste Auftritt ihrer Sänger. Der Beifall, den sie für ihren geglückten Vortrag ernten konnten, ließ auch Anni kurz ihre Sorgen vergessen. Da strampelte schon wieder etwas in ihrem Bauch, rührte sich ungebärdig, obwohl es noch etliche Wochen hin war, bis herauskam, ob Bub oder Mädchen.

Die Natur gehört allen

Die Vermieterin hatte es ihr schon angekündigt: »Fräulein Anni, wenn es bei Ihnen wieder so weit ist, müssen S' Ihnen um was anderes schauen, bei mir ist das nur ein Schlafplatz für eine Person.« Bis zuletzt war sie in die Zigarrenfabrik gegangen, hatte ihre neun Stunden am Schneidetisch gestanden und aus den nassen, scharf nach Ferment riechenden Tabakblättern die Deckblätter, die »Wickel« geschnitten, weil sie das Geld brauchte, nicht darauf verzichten konnte. Ganz umsonst konnten die Amalie und die Sophie auch nicht bei den Kühns in Steinbach, bei den Troschelelern sein.

Am neunten Juni trafen sich die Tabakarbeiterinnen zu ihrem Kränzchen, so nannten die Mannsleut den wöchentlichen Abend ihrer Kolleginnen im Verband. Elend ging es Anni schon unterwegs, der weite Weg ins Glockenbachviertel zog sich hin, erschien ihr mindestens doppelt so lang wie sonst. »Ist dir nicht gut« und »Wird bald so weit sein bei dir«, wurde sie von den anderen begrüßt, erntete mitfühlende Blicke und besorgte Hände schoben ihr einen Stuhl hin. – Und immer noch war sie auf der Suche nach einem anderen Quartier! Es würde ihr nichts anderes übrig bleiben, als das großzügige Angebot von Gustls Vermieter anzunehmen und zu dem zu ziehen, wenn auch diese Kammer über dem Schlachthaus des Rossmetzgers so schon eng genug war, dazu feucht, ohne viel Licht und nach Blut und Pferdemist stinkend.

Gerüche! Als Zigarrenarbeiterin musste man rauchen, Zigarillos, Flor Fina in Fehlfarbe, wenn man sehr selbstbewusst war, dunkle Brasil. Anni rauchte selber nicht, aber sonst störte sie das Gedampfe der anderen nicht.

Heute schon! Auch der Verbandssekretär redete und redete, typisch Mann, suchte für alle Selbstverständlichkeiten schwere, gewichtige Worte. Als ob sie nicht selber wussten, dass die Fabrikanten immer wieder versuchten, mehr in Süddeutschland herstellen zu lassen, wenn die meist männlichen Kollegen in Hamburg und Bremen Lohnforderungen stellten.

»Du, dir läuft ja der Schweiß herunter, das man meinen möchte, du fällst gleich um«, – die Tischnachbarin legte ihr den Arm um die Schulter und Anni März war einen Moment lang wohler, aber dann gab es den ersten Stich und ein leiser Klage laut entfuhr ihr. »Hättest nicht herkommen müssen. Wart', wir bringen dich gleich heim.«

»Bloß nicht, so kann ich nicht zu meiner Vermieterin kommen.«

»Das hast davon, wenn du dich mit einem einlässt, dem es zum Heiraten nicht langt«, sagte eine Vorarbeiterin von der »Austria« obenhin, wurde aber gleich von den übrigen Kolleginnen ausgezischt. Der Verbandssekretär hatte inzwischen gemerkt, was an der Ecke neben dem Eingang los war, fand zu einem knappen Schluss und besorgte dann noch schnell die Spendensammlung für einen Fiaker. »In die Klinik, wofür haben wir denn die!«

Sogar Gustl wurde von den Freundinnen im Verband verständigt und nach seiner Schicht kam er, übernächtigt und blass noch, zu ihr ans Bett. Er hatte die Ordensschwester überreden müssen, dass er ihr das Sträußchen roter Nelken selbst bringen durfte, zehn Minuten wurden ihm schließlich bewilligt. Wachsam blieb sie auch im Zimmer, damit er diese Frist nicht überschreite, strich inzwischen bei den anderen neun Wöchnerinnenbetten herum, um nicht zu aufdringlich zu erscheinen.

»Es ist schon acht Stunden alt, um eins war es soweit – wieder ein Mädchen.«

»War's schlimm?«

»Nicht mehr, als bei den zwei anderen. – Sie werden sie mir gleich bringen, sagen, sie ist ein schönes Kind. Betty möchte ich sie nennen, nach deiner unbekanntem Großmutter.«

»Betty steht nicht im Heiligenkalender, das ist kein christlicher Name!«, grollte die Ordensfrau.

»Dann nennen wir sie halt Barbara, rufen dürfen wir sie Betty, wenn es uns gefällt!«, riet Gustl ärgerlich, besann sich aber gleich darauf, dass seine Anni noch für einige Tage dem Schwesternregiment unterstellt war. Da war es ratsam nicht anzuecken. Plötzlich wusste er nicht mehr, wohin mit den Händen. Sie schwiegen sich an, bis er von der Flügelhaubigen zum Gehen gemahnt wurde. »Ich bringe dir noch die Sachen, die du brauchst – und meine Stube richte ich auf Hochglanz für den Empfang.«

Auf dem langen Korridor, der die Schritte hallen ließ, drückte er sich noch so lange herum, bis andere Schwestern mit einem breiten Gefährt anrückten, auf dem die Neugeborenen in zwei Reihen, die Beinchen zueinander gekehrt, nebeneinander lagen. Zaghafte schlich er sich näher, um wenigstens von weitem seine zweite Tochter zu Gesicht zu kriegen. Eilig wurden die Bündel in die Zimmer verteilt, immer mit zweien in den Armen huschten die Schwestern in die Zimmer. Serienarbeit! Und welches war Betty?

»Möchten Sie das Kind sehen? Name?« Diese Schwester war freundlicher als die, der er den Besuch in der Wochenstation hatte abschwatzen müssen.

»Kühn – nein, März natürlich!« Jetzt war die Heirat nicht mehr lange aufzuschieben.

»Das ist die kleine März von heute Nacht. Hat es sehr eilig gehabt – ein schönes Kind, da darf man als Vater stolz sein.«

Ihm kam es vor, als habe das winzige Gesicht einen ärgerlichen Zug um den schmalen Mund. Die Augen waren zugekniffen und die wenigen Haare verdeckten nicht die gerötete Kopfhaut. Schön? Noch nicht, fand er, aber wenn sie ein besonders schönes Mädchen würde, hätte er einmal viel zu tun, um sie vor den Nachstellungen frecher Burschen zu bewahren.

Die Schwestern sahen kopfschüttelnd dem Mann in der billigen Arbeiterkleidung nach, der gruß- und danklos in Richtung Ausgang davonhastete, als sei ihm von einer Sekunde auf die andere etwas Wichtiges eingefallen, das er zu erledigen hatte.

Nur vier Tage durfte Anni März das Klinikbett behalten. Ihr Empfang danach im Haus des Rossmetzgers Kosmatsch war handfest und herzlich. Martin und sein versoffener Schwiegervater Frankl hatten mitgeholfen, das Rückgebäudezimmer wohnlicher zu machen, hatten die Wände gestrichen und die Fußbodenbretter geölt, damit der Blutgeruch vertrieben wurde. Kosmatsch war ein Original, Schwanthalerhöher Uradel sozusagen, Nachfahre jener böhmischen und italienischen Bauhandwerker, die man für den Bau der Ruhmeshalle geholt hatte.

Als Anni mit dem Bündel Betty ankam, stand er vor der Ladentür Posten und hielt etwas unter seiner Schürze versteckt, was ihm leicht ein obszönes Ansehen gab. »Bist du die künftige Kühn-Frau? Gell, hab ich gleich gewusst.«

»Der Gustl sagt, ich kann inzwischen bei ihm wohnen bleiben, bis wir was anderes haben. – Hoffentlich schadet's nicht Ihrem Geschäft, wenn es sich herumspricht, dass wir noch nicht verheiratet sind...« Erschrocken hielt sie inne, weil sie ihn selbst auf einen Grund stieß, dass er es sich nochmals überlegte.

»Da brauchst du dir nichts denken, die Kundschaft von einem Rossmetzger ist da nicht so empfindlich. Da, für die junge Mutter, damit wieder Fleisch auf die Knochen kommt.« Er holte die lange Pferdefleisch-Salami unter der Schürze hervor, steckte sie ihr unter den Arm, neben das Kind, besah sich das noch genau und bemerkte dazu: »Nicht schlecht – aber viel ins Freie musst damit, unser Rückgebäude ist kein Luftkurort.«

Anni März musste zurück an ihren Wickelschneidetisch, den Säugling konnte sie inzwischen bei den Frankls lassen, trotz der Lotterwirtschaft wurde dort für Betty gut gesorgt. Für das Ins-Freie-Gehen blieb nur der Sonntag. Seit mehreren Jahren trieb es pflastermüde, eingesessene und wohlhabende Bürger immer öfter in den Süden, in die hoch ragenden Alpen, deren schimmernde Kette beschneiter Gipfel an Föhntagen bis nach München hinein einen lockenden Anblick bot. Vom dichten Nebeneinander in der Stadt an Geselligkeit gewohnt, gründeten sie den Bayerischen Alpenverein, um mit festen Häusern Ausgangspunkte in die nicht immer zahme Natur des Alpenlandes zu schaffen. Arbeiter konnten jedoch kaum diesem exklusiven Verein beitreten, schon an den dafür nötigen zwei Bürgen musste das scheitern, höchstens, dass ein Handwerksmeister seinen Gesellen mitnahm für die weniger erholsamen Tätigkeiten wie Feuerholz schaffen oder Wege sichern.

In den Arbeiterquartieren hatte man aber Licht, Luft und Sonne noch nötiger. »Natur gehört uns allen«, sagten sich welche und gründeten ebenfalls einen Verein, die »Naturfreunde«. Der Sektion München West schlossen sich bald nach Bettys Ankunft Gustl und Anni an. Noch im selben Sommer zogen sie mit den anderen ihrer Gruppe auf sonntägliche Wanderschaft, nicht bis in die Berge, das Fahrgeld wäre zu teuer gekommen. Wenn man die Bahnlinie überquert hatte, kam man in einigen Minuten an die Felder der Bauern, sogar mit dem hochrädigen Kinderwagen, der auf den steinigten Wegen schwer zu lenken war, erreichte man in einer Stunde Fußmarsch das Isartal. Anni schrieb es diesen Ausflügen zu, dass sich die Kleine gesund entwickelte, nicht die gefürchtete Rachitis bekam und auch den folgenden Winter ohne wesentliche Krankheiten überstand, obwohl sie noch immer über dem dampfenden Schlachthaus wohnten.

Kann man mehr verlangen?

»Zwölf Mark und du bist vollständig eingerichtet!« Martin kam mit seinem Gespann viel in der Stadt herum, deshalb hatte Gustl seinem Bruder gesagt:

»Wennst mal was hörst, eine billige Einrichtung brauch' ich, jetzt, wo wir, die Anni und ich zusammenwohnen, bleibt uns was vom Lohn übrig.«

»Zwölf Mark? Was kann das schon sein?«, zweifelte Gustl.

»Der Maximus Ernst von der Parteidruckerei hat es mir gesteckt, dass ein russischer Genosse wegzieht und nichts mitnehmen kann. Jordanoff heißt er und Doktor ist er, einer von denen, die immer ins Café Größenwahn kommen – aber er hat auch eine Zeitung herausgegeben und ein Buch geschrieben.« Diese Erläuterung war nötig, denn sonst hätte Gustl gleich abgewunken – die Einrichtung von irgendeinem Schlawiner aus Schwabing konnte nichts Rechtes sein. Den Ausschlag für Gustls Zusage gab aber ein weiteres Angebot des Bruders: »Und dann ist bei uns im Haus, unterhalb der Franklwohnung was frei geworden, zwei Zimmer für zehn Mark Miete.«

Gustl musste rechnen: Eigentlich war das bisher Gesparte noch zu wenig, Hochzeitsfeier mit neuem Anzug, Mobiliar für Schlafzimmer und Küche, so an die hundert Mark hatte er mit Anni zusammengezählt, würden dafür nötig werden. Achtunddreißig Mark bekamen sie zusammen Wochenlohn, für die beiden Mädchen in Steinbach mussten im Monat vierzig Mark geschickt werden, zweimal im Jahr dazu noch Kleidung angeschafft werden, im Frühsommer und vor dem Winter.

Für das möblierte Stübchen beim Kosmatsch zahlten sie auch schon zehn Mark, das waren keine Mehrkosten. Andererseits – Fritz, der jüngste, hatte seiner Franzi schon mit Hochzeitsfest und vielen Gästen, wie es sich gehörte, seinen Namen gegeben. Schwiegervater Rindlbacher war mit einem Batzen Geld dafür beigesprungen – Anni würde von niemandem etwas dazu bekommen. Zwar wusste sie nun, dass ihre Mutter am Bogenhauser Kirchplatz bei einem Schulhausmeister untergekommen war, mit ihm wie Frau und Mann zusammenlebte und auch schon vier weitere Kinder mit ihm hatte, doch ihrer Schwester Babett hatte sie das Haus verboten, als die sie einmal besuchen wollte. Von der Seite war also nichts zu erwarten.

»Schau dir das Mobiliar an und wenn es wirklich die zwölf Mark wert ist, dann bring es mir – dann wird eben die Hochzeit noch um zwei Monate verschoben. Meinst du, wir können ohne Trauschein einziehen?«

Martin winkte geringschätzig ab: »Bin ich vielleicht verheiratet? – Wenn du willst, rede ich auch mit dem Hausherrn.«

Der Hausherr, ein kleiner Werkzeugfabrikant, wurde von Martin ohne Mühe überzeugt, dass sein Bruder ein solider Mieter sei, weil er ihm selbst schon oft mit kleinen Transporten zur Bahn gefällig gewesen war und auch sonst von der »Frankl-Sippschaft« angenehm abstach, jedenfalls aus der

Sicht eines eingessenen Bürgers. In der Schwanthalerhöhe nahm kaum jemand daran Anstoß, dass die Kühnbrüder ihrem Vater nachschlugen und Sozis waren. Seit der Herr Auer das Regiment führte, betrogen sich die Proleten gesittet – und dass es mit dem friedlichen Hineinwachsen in den Sozialismus nicht so schnell ginge, wie ihr Herr Bernstein vorhersagte, da würden sie schon aufpassen, sie, die Alteingesessenen und Besitzenden.

Der Hausbesitzer stand unter seiner Werkstatteingangstür und sah zu, wie die Kühnbrüder die Möbel in den zweiten Stock hinauftrugen: Martin mit geübten Griffen und Gustl voller Besitzerstolz.

»Recht gut für den Anfang! Mehr kann einer nicht verlangen«, rief er den beiden zu, als sie das letzte Stück vom Wagen hoben. Gustl biss sich auf die Zunge. Sonst wäre ihm herausgefahren: Sie wären damit bestimmt auch nicht zufrieden.

Das Einrichten der beiden Zimmer war schnell erledigt. Den schmalen, eintürigen Kleiderschrank aus Fichtenholz, mit Ölfarbe dunkel gestrichen, und das wuchtige Doppelbett stellten sie in das Schlafzimmer, Regale würden in der Küche den Geschirrschrank ersetzen, dann war da noch der Tisch und drei Stühle. »Was hat denn der Doktor in diesen Regalen gehabt?«, staunte Gustl. »Wahrscheinlich Bücher«, vermutete Martin, »studierte Genossen haben immer viele Bücher. Mir langt ein Heft vom Bernstein oder dem Kautsky auch schon, sind einfacher zu lesen.« Gustl betrachtete seine Erwerbung noch einmal genau, zog die Tischschublade heraus – da lag noch ein Buch. »Hat er vergessen. Wir müssen es ihm bringen.«

Martin besah sich die Broschüre im einfachen Pappband mit der fremden Schrift darauf. »Der Jordanoff ist schon weg. Hat in der Kaiserstraße gewohnt, auch nicht besser wie du jetzt, in zwei Zimmern ohne Sonne, hinten hinaus. Behalt' es einmal, vielleicht kommt er wieder mal nach München. In seine Heimat kommt der bestimmt nicht mehr, die Zarenpolizei ist glaube ich hinter ihm her.«

Ein Plan, der nicht geht

Als Vorbild für eine gelungene Hochzeit nahm Gustl Kühn die des Bruders Fritz mit der Steinmetztochter Franziska Rindlbacher. Schon in aller Herrgottsfrühe waren zwei Fiaker bei den Brautleuten vorgefahren. Die Nachbarschaft wurde dadurch an die Fenster gelockt und sah zu, wie Fritz mit Gehrock und Zylinder, die Braut im weißen Kleid und die Brauteltern

im besten Sonntagsstaat einstiegen und in die Stadt hineinkutschierten. Nach der Trauung in der evangelischen Matthäuskirche hatten sich dann beim Mahl alle Kühns und Rindlbachers getroffen; zur Genugtuung des Steinmetzgesellen Rindlbacher war auch Polizist Schweiger, der Ehemann der Halbschwester Caroline, zu Gast gewesen, sogar zum Tanzen hatte er sich herbeigelassen. Wäre die Feier nicht in der recht bescheidenen »Villa Flora« abgehalten worden, hätte man denken können, an der Hochzeit eingessener Bürger teilzunehmen.

Anni und Gustl legten für ihren »einmaligen Tag« Pfennig auf Pfennig. Doch der Sommer des Jahres 1903 brachte eine nicht vorhergesehene Steigerung der Preise für fast alle Waren, das riss immer wieder einmal ein Loch in die Kasse. Die Leute sagten, das müsse mit dem Krieg gegen die Eingeborenen in Afrika zusammenhängen, und der Kolonialverein veranstaltete Spendensammlungen für die Niederwerfung der aufständischen Hereros und Hottentotten, auch in München. Anni und Gustl verschoben ihre Hochzeit noch einmal, im nächsten Frühjahr sollte es dann so weit sein. Und wieder kam etwas dazwischen.

»Dein Husten gefällt mir gar nicht. Sogar im Schlaf bestellst du manchmal so, dass ich meine, Betty wird davon geweckt«, bemerkte Anni eines Sonntagmorgens beim Frühstück.

»Nicht so schlimm. Wenn ich in der Nacht heimgehe, ist es schon sehr frisch auf den Straßen, da muss ich mir eine leichte Erkältung geholt haben.« Gustl wollte ihre Besorgnis nicht noch steigern, indem er ihr von seinem Stechen in der Brust und von dem ungewöhnlichen Schweiß im Schlaf berichtete. Aber Anni sah ihn aufmerksam an, meinte: »Blass bist du auch, mir scheint's sogar, als wenn du im Gesicht magerer würdest. – Solltest zu einem Doktor gehen.«

Der Herbst war diesmal wirklich sehr früh gekommen, aber noch hingen die gelben Blätter der Kastanien an den Zweigen, die Stürme, die sie herunterrissen, standen noch bevor. Vom Küchenfenster aus konnten sie auf das bunte Laub in dem kleinen Park hinter dem Bierkeller sehen. In der alten Villa inmitten dieses Parkes wohnte, das hatte sich herumgesprochen, ein bekannter Professor aus Berlin, der die chirurgische Klinik hier übernommen hatte. Marie Frankl hatte bei ihm einen Putzplatz, vielleicht konnte sie dem Mediziner von seiner Krankheit erzählen, damit er ein Medikament bekam, ohne einen Arbeitstag mit einem Arztbesuch zu verlieren?

So einfach, wie es sich Gustl gedacht hatte, ging es nicht, aber am darauffolgenden Samstag nahm ihn die Frankl Marie mit zu ihrer Herrschaft. »Selber will er dich anschauen, Gustl, und das ist eine Ehre, musst dir denken.«

Gustl dachte an schnell wirkende Medizin, der Tee, mit dem er gegen seinen Husten angegangen war, hatte nicht geholfen. Der Professor war bei seinem Morgenspaziergang im Garten, besprach sich gleich da mit ihm, knapp und beinahe militärisch. »Druckereiarbeiter? Das kann er künftig nicht mehr machen. Vorläufig aber gehen wir einmal so rasch wie möglich in ein Sanatorium!«

Gustl wagte einen Widerspruch: »Aber das geht nicht, weil dafür kein Geld da ist.«

»Geht! Für Tuberkulose gibt es Sanatorien, damit die Kranken nicht andere anstecken.«

Solange das Aufgebot aushängen musste, verschob Gustl noch seinen Gang zum Amtsarzt, obwohl ihm die Arbeit im Zeitungshaus immer beschwerlicher wurde. Damit es doch noch eine »halbwegs anständige« Hochzeit wurde, lieh Franzl ihrer Schwägerin das Brautkleid – umschneiden zu einem Sonntagskleid konnte sie es danach immer noch. Fritz gab auch seinen Gehrock seinem Bruder und Martin übernahm das Fahren, spannte sein Pferd vor einen abgestellten, offenen Sommerwagen, den ihm der Mietstallbesitzer überlassen hatte. In die Westendhalle kamen danach nur wenige, Halbschwester Caroline entschuldigte sich mit dem Dienst ihres Mannes, Mutter Karoline blieb weg, weil ihr die Anni mit ihren unehelichen Kindern nicht als angemessene Frau für den Sohn erschien. Die Brüder bemühten sich, des Bräutigams Krankheit mit aufgesetzter Fröhlichkeit zu überspielen, aber die Stimmung blieb trotz ihrer Anstrengungen gedrückt. »Schau, du bist jetzt unter der Haube, ich noch nicht«, versuchte Marie Frankl die Anni zu trösten. »Vielleicht nimmt euer Onkel in Steinbach auch noch die Betty. Dann könntest du dir noch Arbeit aus der Fabrik mit heimnehmen, damit das Geld langt. Wir helfen dir schon dabei.«

Bereits eine Woche später hatte der frisch verheiratete Gustl zu tun, sich in den Betrieb des Waldsanatoriums Gauting hineinzufinden. Auf den ersten Blick hatte es ihm gefallen, wie es umgeben von hohen Fichten dalag, von der Bahnstrecke nach Starnberg eine viertel Stunde Fußmarsch, von München eine halbe Stunde Bahnfahrt entfernt. Der hohe Zaun und der an eine Kaserne gemahnende Bau hätten ihm jedoch eine Warnung sein müssen. Kasernenhofton legte auch das Pflegepersonal an, wenn es Anweisungen gab. Militärisch streng wurde der Tagesablauf kontrolliert, Frühstück, Inhalieren, Liegezeit, in Decken gehüllt im Freien. Rationell musste so eine Gesundheitsfabrik laufen, das störende Faktum Schwindsucht beseitigen, so oder so. Gustl kam in eine Stube mit sechs Mann, bei denen die Aussicht auf Heilung bestand. Auch unter ihnen herrschte ein rauer Ton, aber einer,

den er gewohnt war – die Mitpatienten waren Arbeiter vom Bau, denen sich Erkältungen bei nassem Wetter auf die Lunge gelegt hatten, Drucker und Setzer, und einer kam aus der Gummifabrik, sagte, er kenne seinen Onkel Jakob. Besuche kamen selten, denn die Familien zu Hause mussten mit jedem Pfennig rechnen, besonders, wenn zuvor der einzige Verdienst von dem nun Kranken gekommen war und vier, fünf oder noch mehr Mäuler vom Krankengeld satt werden mussten – das machte nur die Hälfte des Verdienstes aus. Weil die Leute aus der Ortschaft die Insassen des Sanatoriums wie Aussätziges mieden, blieb als Verbindung nach draußen nur die Zeitung, die sich Gustl Kühn nachschicken ließ, und er verwandte hier mehr Zeit, sie zu lesen, als es ihm zu Hause je möglich gewesen war. Erst durch diese intensivere Lektüre der *Münchner Post* erlangte er halbwegs Klarheit, welchen Zielen die Partei zustrebte, in die er eingetreten war, er und seine Brüder. Wäre der Vater in einem Kleingartenverein gewesen, er wäre damals auch in einen solchen eingetreten.

Allzu theoretische Artikel übersprang er auch jetzt noch. Das änderte sich, nachdem das achte Krankenbett in der Stube belegt wurde. Bammes hieß dieser neue Leidensgenosse; er war ein zurückhaltender, überaus höflicher Mann, dessen dialektgefärbte, trotzdem ausdrucksreiche und offensichtlich gebildete Sprechweise schnell, innerhalb von ein paar Wochen, die übrigen im Zimmer auch einen gepflegteren Umgangston annehmen ließ. Bammes war schon zum zweiten Mal hier; von Beruf eigentlich Schriftsetzer, aber eben wegen seiner Krankheit vom Verband zum Lehrer an der Fachschule ausgebildet, würde er nach der Heilung seine Stelle an der Fortbildungsschule der Buchdruckerlehrlinge antreten können. Die *Münchner Post* war der Anknüpfungspunkt, der Gustl und den künftigen Hauptlehrer Bammes einander näher brachte und sie auf gemeinsamen Ausflügen mit Gesprächsstoff versorgte. Ihr Lieblingsplatz im Sommer war eine Bank auf der Anhöhe über dem Tal der Würm. Von da aus konnte man zwar nicht den schmalen Flusslauf, wohl aber die Mühle sehen, in der angeblich Kaiser Karl, der Gründer des Deutschen Reiches, vor tausend Jahren geboren wurde. – Auch persönliche und familiäre Dinge beredete er mit dem vertraut gewordenen Bettnachbarn. Besonders ein Brief Martins regte ihn sehr auf, weil er mit seiner Schwägerin Marie Frankl fühlte. »Er schreibt, dass es nun mit seiner Hochzeit doch noch einige Zeit dauern müsste. Weil die Metallarbeiter in den Streik gegangen sind, hat er Fritz, meinem anderen Bruder, sein Geld leihen müssen, damit der nicht Krach mit seinem Schwiegervater bekommt. Der Steinmetz Rindlbacher hat ohnehin etwas gegen die Gewerkschaften. Aber dass der Martin mit seinen ledigen Kindern noch

einmal die Hochzeit aufschiebt...« Was Bammes darauf als Antwort gab, verstand Gustl dann nur noch dem Wort nach, nicht aber den Sinn. Nach einigem Nachdenken sagte ihm der: »Es ist schon schlimm, wie sehr sich auch noch organisierte Arbeiter an die Normen halten, die ihnen vom Bürgertum vorgegeben wurden. – Kein Krach mit einem Schwiegervater, Heirat, weil es sich so gehört und damit die Leute nicht reden, unpraktische Sonntagsanzüge mit kratzenden, steifen Krägen, damit man nicht von den Besitzenden zu unterscheiden sein soll! Wann fangen wir an, es uns so einzurichten, wie es uns passt?«

»Wie es uns passt?« Gustl schaute auf das Reformgewand von Bammes, das er irgendwie als unkleidsam empfand und überlegte. »Martin schreibt, sie streiken für mehr Lohn, weil alles so teuer geworden ist. Und für Arbeitszeitverkürzung und das Koalitionsrecht in Bayern. Und selbst wenn wir das alles haben, was wir jetzt fordern, dann ist es noch lange hin, bis wir es so einrichten können, wie es uns passt.«

Nehmen, was man bekommt

Daheim bei Anni »ging es um«, das heißt, sie kam sogar ganz gut zurecht. Anfangs hatte Marie Frankl für die kleine Betty gesorgt, bis sie abends vom Zigarrenmachen kam. Und nachdem sie das Kind zum Schlafen gebracht hatte, ging sie noch für zwei Stunden zu den Frankls hinauf, um mit der Marie zusammen noch mal einen Packen Wickel zu schneiden. Mit diesem Mehrverdienst zu Hause und dem Krankengeld konnte sie sich schuldenfrei halten, sogar eine Besuchsfahrt im Vierteljahr zum Sanatorium war möglich. Bis Marie durch ihren Anteil an der Heimarbeit Geschmack an einem eigenen Verdienst gefunden hatte und mehr wollte. »Du, Anni, ich könnt doch auch mit dir in die Fabrik gehen, meinst, die könnten mich brauchen?«

Anni dachte erschrocken daran, wo sie dann das Kind unterbringen sollte. »Ja, aber du hast doch den Haushalt und die Kinder, außerdem verdient doch Martin ein schönes Geld mit dem Fahren.«

Marie hatte es sich in den Kopf gesetzt und war nicht mit solchen Einwänden, die ihr alle schon selbst eingefallen waren, von ihrem Vorsatz abzubringen. »Martin verdient nicht mehr so gut, immer mehr Automobile nehmen den Kutschern die Arbeit ab. Wenn du am Stachus schaust, da steht die eine Hälfte schon voller Motordroschken, nur noch die andere Hälfte vom Rondell gehört den wartenden Fiakern. Außerdem, ich möchte nicht

jeden Groschen von Martin und vom Vater bekommen und dafür Augen machen müssen wie ein dankbarer Dackel.«

Alarmiert von Maries Vorhaben versuchte Anni, sie noch umzustimmen, aber es wurde ein kraftloser Versuch, auch gegen ihre Überzeugung; sie fand es ja in Ordnung, wenn eine Frau das Geld in der Fabrik verdient. »Wenn ich dir für die Arbeit, die du mit Betty hast, was bezahle?« Ja, bezahlen müsste sie schon für die Aufbewahrung Bettys, tagsüber, aber nicht ihr. Die Evangelischen in der Schwanthalerhöhe waren durch den ständigen Zuzug aus Franken so zahlreich geworden, dass sie vor kurzem einen eigenen Gemeinderaum für die Sonntagsgottesdienste einrichteten. An den Werktagen nutzten die den Raum für eine »Kinderanstalt«. Marie Frankl berichtete, sie habe sich schon erkundigt, und auch für ihre Kinder sei dort noch Platz.

Gustl Kühn war von dieser Lösung nicht eben erbaut, lieber hätte er Betty auch bei den »Troschelelern« untergebracht gewusst. Aber er wollte einen Besuchstag Annis nicht mit seinem Einspruch und der sich daraus ergebenden Debatte entwerten. Anni musste es sich allein einrichten; wegen seiner nun schon zwei Jahre andauernden Krankheit wurde er den Gedanken nicht mehr los, er habe sie im Stich gelassen. – Martin und Marie hätten nun auch geheiratet, bekam er von Anni zu hören, und das verdiente Geld der Schwägerin sei dabei nicht unwichtig gewesen. Wie selbständig doch Arbeiterfrauen sein mussten. Unwillkürlich verglich er sie mit den Töchtern des Freiherrn von Feilitzsch, wie die an den Mann gekommen waren, die Zeitungen hatten darüber berichtet.

»Vermählt« worden waren sie an standesgemäße Männer – Doppelhochzeit, glanzvoll, dass es sich lohnte, darüber zu berichten. Damit waren sie versorgt. – Anni musste sich um sich selbst kümmern, also durfte er ihr auch nicht dreinreden.

Bald würde er wieder für die Familie sorgen können, die blaue Spuckflasche wurde an einem Tag nur noch viertelvoll, sein Auswurf wurde immer weniger. Für das Ende des Jahres hatte ihm der Arzt seine Entlassung aus dem Sanatorium in Aussicht gestellt. Dann müsste er allerdings auch zu Hause sein reichliches Essen haben, hatte der Arzt ihn ermahnt. Irgendwie würde es schon gehen, aber natürlich könnte er sich nicht jeden Tag Fleisch leisten und so viel Butter, wie er aus der Sanatoriumsküche als Krankenkost erhielt. Dafür könnte er wieder mit Anni zusammen sein. In einem Zimmer, das er mit acht anderen Männern teilen musste, konnte sie sich ja nicht zu ihm legen. Darum unternahmen sie allein weite Spaziergänge in den Forst hinein. Weil viele der anderen Patienten dieselben Nöte hatten, war

man an den entlegensten Plätzen im Unterholz nicht sicher vor Störung. Auch Anni verlangte es nach ihm, nach seiner Männlichkeit. Gierig umarmten sie sich immer, im Gestrüpp versteckt, hitzig, dabei noch darauf achtend, dass die Kleidung nicht in Unordnung kam. Rasch kamen sie zu einem Ende und schlenderten danach, Unbefangenheit zeigend, erleichtert und doch nicht ganz befriedigt, zur Bahnstation, die am Ortsrand lag. Selbst dort durfte Gustl nicht hineingehen. Nur von der Anhöhe neben dem Bahndamm aus konnte er Anni noch zuwinken, wenn sie in den Zug stieg.

Bei Annis Besuch zu Weihnachten 1905 musste natürlich der Ausflug in den Wald unterbleiben, Schnee deckte die heimlichen Plätze ihrer gesundheitsamtlich gebremsten Leidenschaften. Mit noch größerer Ungeduld fanden sie dafür beim ersten Zusammensein im Frühling zueinander. Zu Ostern überraschte Gustl der Brief, in dem seine Frau ihn drängte, schneller gesund zu werden, weil die Familie wahrscheinlich um einen weiteren Kopf größer würde.

Ein weiterer Brief, einige Wochen danach, kam ihm wie gerufen. Als er den Chefarzt bedrängt hatte, ihm einen baldigen Termin zu geben, an dem er heim dürfe, weil er doch dort wegen des zu erwartenden Familienzuwachses dringend gebraucht würde, hatte ihn der Arzt zunächst mit vorwurfsvoller Miene wegen seiner »Unbeherrschtheit« gemaßregelt und ihn dann nach seiner Wohnung gefragt, die er als unzulänglich verwarf, als er seine Schilderung gehört hatte. – Der junge Genosse Buttenhauser schrieb ihm, dass sie in der Schwanthalerhöhe eine Wohnungsbaugenossenschaft gründen wollten. Sie wollten selbst zu Hausbesitzern werden, unabhängig von den Alteingesessenen, den Privatleuten und Drei quartelprivatiers, die jede Preiserhöhung der Wurst und der Schneiderrechnungen ihrer Frauen und Töchter auf die Miete umlegten. Als gelungenes Beispiel nannte Buttenhauser die schon an die zwanzig Jahre dort stehenden Arbeiterhäuser des katholischen Gesellenvereins an der Ganghoferstraße. Aber sie wollten es ohne starke Beteiligung einer anderen Institution angehen, deshalb müsste einer, der Mitglied werden wollte, hundert Mark einlegen können. – Hundert Mark hatte Gustl immer noch auf der Sparkasse liegen; bisher war er nicht an die Utz-Hinterlassenschaft gegangen. Er schrieb Buttenhauser, dass sie mit ihm rechnen könnten, aber nach einiger Zeit kam dessen Nachricht, die seine begeisternde Aussicht, bald in eigenen vier Wänden wohnen zu können, dämpfte. Buttenhauser schrieb, dass viele zwar mitmachen wollten, aber es noch den meisten am erforderlichen Geld fehle, sie es erst zusammensparen müssten. Aber wegen eines Grundstückes würde schon mit dem Magistrat der Stadt verhandelt. »Arbeiterwohnungsgenos-

senschaft Ludwigsvorstadt« würden sie den Verein nennen, wenn es so weit war. — Bammes, dem er davon erzählte, spöttelte: »Ludwigsvorstadt, nach der inneren, vornehmeren Vorstadt, das hört sich natürlich besser an als Schwanthalerhöhe. Aber wenn deshalb der Grund von der Stadt leichter zu bekommen ist, müssen sie ihn nehmen. Und sich nichts Besonderes darauf einbilden.«

»Warum denn so bissig, es ist doch gut, wenn wir vom Magistrat den Baugrund bekommen, oder? Geschenkt ist es ja nicht, nur, dass wir ihn dann langsam bezahlen können.«

Bammes hielt ihm eine Zeitung hin, eine Bürgerzeitung, nicht die *Münchener Post*. »Da steht, wem die Stadt Geschenke macht. Der Münchner Bürgermeister Dr. von Borscht hat es in Erfahrung gebracht, dass dem Innenminister von Feilitzsch für seinen bescheidenen Haushalt nur noch ein Silbergeschirr fehlt. Zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum soll er es jetzt bekommen, als Geschenk aller bayerischen Städte. Mit Wappen auf jedem einzelnen Stück, damit er aus Nürnberg frühstücken, aus München die Suppe schöpfen und aus Augsburg zu Abend essen kann, nicht vergisst, wer ihn ernährt. Hier steht noch, dass die Städte Fürth, Zweibrücken, St. Ingbert, Germersheim und Wunsiedel bei dieser Speichelleckerei nicht mitmachen wollen. Arbeiterstädte! Waren wohl doch nicht so zufrieden mit dem fünfundzwanzigjährigen Regiment des Herrn Baron?«

»Ist eben so üblich bei hoch gestellten Personen«, wusste Gustl nur darauf zu erwidern, selber unsicher geworden. Der Bammes würde schon recht haben.

Und mach dir noch 'nen zweiten Plan

»Liebe Anni! Ich werde doch nicht rechtzeitig nach Hause entlassen. Aber ich fühle mich schon so weit gebessert, dass es nicht mehr lange dauern kann, bis sie mich herauslassen. Wenn das Kind da ist, nenne es bitte Wilhelm, denn ich hoffe, diesmal wird es ein Sohn. Wilhelm nach dem Liebknecht und nach dem Onkel in Steinbach. Zu Weihnachten musst Du mich nicht besuchen, weil ich wie gesagt bald komme, spare Dir das Fahrgeld. Kaufe Dir lieber dafür was Schönes, passe gut auf Dich auf. Ein frohes Weihnachtsfest und ein besseres Jahr 1907 wünscht Dir Dein Mann Gustl!«

Gestern war die alte Hebamme Danner bei Anni gewesen, hatte dem Kind ans Licht der Welt verholfen. Die Marie war gerade gegangen, hatte

zuvor noch Feuer in dem Küchenofen gerichtet und ihr und der Betty das Frühstück gegeben, dann musste sie in die Fabrik, zuvor noch in die Kinderanstalt. Anni holte sich den Brief ihres Gustl und überlas ihn zweimal, obwohl sie ihn schon auswendig kannte. – Es war wieder ein Mädchen geworden, Wilhelmine sollte es heißen, damit Gustl wenigstens mit dem Namen zufrieden sein konnte. War vielleicht eine Tochter weniger wert als ein Sohn?

Drei Wochen ist Wilhelmine, sein Minnerl alt, als Gustl endlich wieder heimkommt. Verändert sieht er aus, ein Bauchansatz lässt ihn behäbig erscheinen, so sehr hat ihm das Sanatoriumsessen angeschlagen. Anni merkt, dass er sich auch sonst verändert hat, wie er mit ihr über die Heimarbeit redet. Seit Minna auf die Welt kam, holt sie sich den Tabak nach Hause. Ihr Küchentisch ist zum Wickelmachertisch geworden, das Brett mit den Fächern schiebt sie nur auf den Kleiderschrank hinauf, wenn sie Platz für andere Verrichtungen braucht.

»Zahlt eigentlich die Friedrich Erb Zigarrenfabrik hier die Miete für unsere Wohnung oder hat sie den Betrieb in der Hermann-Lingg-Straße? Willst du deinem Fabrikanten sparen helfen?«

Irgendwie, fand Anni, hatte Gustl schon recht. Der Wickelstand nahm ziemlich viel Platz weg, machte die ohnehin enge Wohnküche ungemütlich. »Aber bis du wieder in der Arbeit bist, sind wir auf das Geld angewiesen! Außerdem ist es ein Entgegenkommen unseres Direktors, dass er mich zu Hause auf demselben Lohn lässt wie drinnen.«

»Es ist aber nicht derselbe Lohn. Hier musst du im Winter den ganzen Tag heizen, von diesem Verdienst. Und das Material herholen, die fertige Ware hinbringen, das machst du noch gratis dazu. – Selber Lohn!«

Früher hatte Gustl nie so dahergeredet. Auch Bücher hatte er vor seinem Sanatoriumsaufenthalt kaum angesehen. Jetzt konnte er stundenlang hinter einer Schwarte versteckt in seiner Ecke sitzen, wurde ungeduldig, wenn sie ihn dahinter hervorholen wollte. Fachbücher, woraus er was lernte, das ging ihr noch ein, aber da waren noch alle möglichen anderen, politische und über Geschichte. Hauptlehrer Bammes lieh sie ihm aus, Bammes, der schon ein halbes Jahr vor ihm entlassen worden war und nun seinen sicheren, gut bezahlten Platz hinter dem Katheder einnahm. Anni musste anerkennen, dass ihr Gustl auch viel unterwegs war, herumlieft nach einer neuen oder auch seiner alten Arbeit. Und auch wegen der Wohnungsgenossenschaft, die zahlungsfähige Mitglieder brauchte, damit es mit dem Neubau beginnen konnte. Auch auf dem Standesamt und dem Vormundschaftsgericht war er gewesen, Sophie und Betty sollten seinen Namen bekommen. Ama-

lie aber wollte er nicht »Kühn« nennen. »Das Kind von so einem, das musst du verstehen, das kann nicht meinen Namen bekommen.« Dabei bekam sie von Liebhart nun auch keine Alimente mehr, seit sein Vater die kleine Brauerei an einen Adligen hatte verkaufen müssen und er selbst, soviel sie erfahren hatte, nach Amerika ausgewandert war, nun bestimmt auch seinen Lebensunterhalt erarbeiten musste. Streng in seinen Ansichten war der Gustl geworden!

Glasl war noch Verbandsobmann in der Druckerei. Gustl nahm es ihm nicht gleich ab, dass er ihn beinahe nicht wiedererkannte, als er ihn auf dem Hof ansprach. »Was, über drei Jahre warst du in Kur? Bei anderen geht es schneller, bis sie ihre Schwindsucht los sind – oder hat dir das Ausruhen so gut gefallen?«

»Wenn es nach mir gegangen wäre ... – aber jetzt brauche ich schnell wieder meine Stelle, kannst du nicht ein Wort für mich einlegen, du hast doch noch was zu sagen, oder?« Glasl kratzte sich verlegen an der Nase, die davon schwarz gestreift wurde. »Ich kann es ja versuchen, aber dein Platz ist natürlich schon lange besetzt. Den Verbandsbeitrag hast du ja weiterbezahlt ...«

Gustl hatte nicht erwartet, dass er ihm um den Hals fiel. »Leicht ist es mir nicht gefallen, ich habe nur das Krankengeld gehabt. Aber die Zeit habe ich genutzt, habe was dazugelernt, damit ich mehr vom Druckereibetrieb verstehe.«

»Ich schau schon, wenn was ist. Dann bekommst du eine Nachricht. Aber verlass dich nicht nur darauf, schau mal beim Georg Hirth vorbei, vielleicht ist da was zu machen, ist ja auch ein großer Verlag.«

Als ob er nicht schon alle abgeklappert hätte. Überall bekam Gustl gesagt »im Moment nicht, aber ...« und dann wartete er schon fast drei Wochen. Als er wieder einmal vorbeikam, schlüpfte er zur Mittagszeit schnell hinein in den alten Betrieb. »Der Glasl ist weg, hat den Betrieb seines Vaters übernommen, ist jetzt Herr im eigenen Haus.« Den früheren Kollegen schien er nicht sehr abzugehen. Gustl rieten sie freundschaftlich, gleich noch einmal ins Kontor zum Betriebsleiter zu gehen, was er auch tat, und diesmal mit Erfolg. Sein Hinweis, er habe sich fachlich weitergebracht mit Lektüre und der Unterstützung eines Mitpatienten, brachte ihm allerdings nicht die erhoffte Anerkennung ein. »Aber Sie haben keinen Gesellenbrief. Und mehr zahlen können wir einem Hilfsarbeiter auch nicht.« Zunächst reichte es ihm schon, dass er wieder untergekommen war. Dabei hatte er sich vorgestellt, wie er langsam hochkommen könnte. In der Sanatoriumsbibliothek waren etliche Bücher mit Geschichten gewesen, wie einer durch Fleiß und

Ausdauer zum angesehenen und reichen Mann geworden war. Ob es so überhaupt ging? Viele Ungelernte waren da im Verlag, die sich auch alle dem Verband anschlossen, die Kolporteur und die Zustellerinnen, die Falzerinnen und die Putzfrauen – auch die Putzfrauen? Vorsichtig begann Gustl bei ihnen herumzufragen, in der Pause, auf dem Heimweg, vor der Schicht. Mit seiner Beharrlichkeit brachte er einige dazu, ihren Beitrag zum Verband zu entrichten. Die Drucker und Setzer beobachteten seine Aktivität mit Misstrauen oder Belustigung, je nach Gemüt, aber keiner half ihm dabei. Jedoch behinderte ihn auch keiner, denn alle schätzten ihn, weil er, wenn Not am Mann war, auch einmal für einen Drucker an der Maschine einspringen konnte; denn er verstand die Arbeit beinahe so gut wie sie selbst.

Bei der Neuwahl der Verbandsleute schlug ihn ein Setzer aus den *Neuesten Nachrichten* vor. Von den anderen Ungelernten war keiner in die Versammlung gekommen und damit stand seine Wahl zum Vertreter dieser Kollegen von vornherein fest. Als dann die Obleute zusammenkamen, um über die Verbesserung der Löhne zu beraten, ärgerte er sich, dass nur wenig Interesse für die Lage der Ungelernten bei ihnen bestand. »Was willst denn? Die meisten von denen sind nicht im Verband.« Er argumentierte dagegen, dass deren Verdienst ja noch geringer sei und sie die Preiserhöhungen noch mehr zu spüren bekamen. »Red nur mit denen, die werden es dir selber sagen«, riet man ihm.

»Mehr Lohn fordern?«, fragte eine Falzerin ungläubig, als er sie darauf ansprach. »Wenn ich mehr verlange, dann bekommen sie eine andere billiger und stellen mich auf die Straße. Ungelernte sind leicht zu bekommen.«

Gustl nahm sich vor, alle seine Kinder einen richtigen Beruf lernen zu lassen. – Bei den Verhandlungen über Lohnerhöhungen in den Druckereien kam auch eine geringe Zulage für die Hilfsarbeiter heraus, dankbar, wie Almosenempfänger quittierten es seine ungelerten Kollegen. Aber was war das, wenn ein Zentner Kartoffel jetzt neun statt wie früher sechs oder sieben Mark kostete, die Mass Bier dreißig statt sechsundzwanzig Pfennig?

Bammes, mit dem er sich darüber beriet, meinte: »In der Druckerei ist es ja noch gut. Da sind alle, die zusammenarbeiten, auch in einem Verband zu organisieren. Beim Bau zum Beispiel sind die Maurer, die Zimmerleute, die Schreiner und die Maler alle in einem eigenen Verband. Den Sommer über kommt ein Maurer im Monat auf hundertsechzig Mark, um die anderen kümmert er sich da nicht. Wenn du für dich weiterkommen willst, dann müsstest du dich unentwegt bücken. Kannst du aber nicht, weil einer, dem

das Wasser bis zum Hals steht, das nicht kann. Weiterkommen kann einer wie du nur im Sozialismus. Mit den anderen zusammen!«

Diesmal war Gustl von Bammes etwas enttäuscht, weil er für ihn keinen anderen Rat hatte, als die Parolen, die er ohnehin schon kannte. Er fasste den Vorsatz, doch noch zu einem Papier zu gelangen, das ihm bescheinigte, was er konnte.

Was von droben kommt

Keinen Abend versäumte Gustl mehr, wenn sich die Sozialdemokraten in der Westendhalle zusammenfanden. Sein Vater, der kgl. bayerische Staatsbahn-Packmeister, ließ sich nur noch selten sehen. Gustl war es aber gelungen, seine beiden Brüder dafür zu gewinnen, mehr Anteil am Parteileben zu nehmen.

»Ochsenschwanzsuppe, Forelle blau mit Butter und Maltakartoffeln, Filet de Bœuf mit Gemüse garniert, Vol au Vent à la Toulouse, Junge Hamburger Küken, Kopfsalat und gemischtes Kompott, Pudding à la Nesselrode, Obstdessert.«

Sprachlos bleibt der Bedienung der Mund offen, als ihr das der junge Kühn von einem Zettel, offenbar als Bestellung, vorliest. Auch die Genossen wundern sich und der alte Lettenbauer schickt die Kassiererin weg: »Bring ihm eine Halbe!«, dann missbilligend zu Gustl: »Spinnst jetzt? Was hast denn da?«

»Haben wir heute in der Arbeit gedruckt: ›Festmahl zu Ehren seiner Exzellenz Staatsminister des Innern Dr. Max Graf von Feilitzsch – von der Stadt München zu seinem Rücktritt‹.«

Löffler mischt sich ein: »Gönnt ihm das Essen nicht? Das kann er noch mitnehmen, wenn er jetzt endlich geht, der Preußenfreund, der Sozialistenfresser!«

»Ich gönns ihm!«, Gustl muss sich anstrengen, die anderen zu übertönen, die jüngeren am Tisch gönnen dem Feilitzsch gar nichts, aber er will auf etwas anderes hinaus. »Mir hat der Arzt gesagt, ich soll auf reichliches Essen schauen, ihr wisst ja, wie leicht sich so ein Studierter tut mit solchen Verordnungen, die nicht von einer Kasse gezahlt werden. – Da hab ich mir jetzt so meine Gedanken gemacht, ob der Vollmar recht hat mit dem, was er unserem Parteivorstand in Berlin sagt: Dass es hier erheblich geringere Einkommensunterschiede als anderwärts gibt, weniger Luxus und Bettelarmut auf der anderen Seite. Dass die Leute bei uns ein ausgeprägtes demo-

kratisches Gefühl haben, weniger Absperrung und Überhebung, wenig Unternehmungsgest, Profitgier, bei den Arbeitern keine Spur von Unterwürfigkeit, dafür Genussfreudigkeit und mäßige Arbeitslust. Und was sagt ihr dazu?«

Gegen den aufkommenden Tumult in der Runde setzte sich Löffler durch. Wenn jemand etwas gegen Georg von Vollmar sagte, brachte ihn das auf, da machte er keinen Unterschied, ob einer bei den anderen oder bei der eignen Partei seinen Beitrag zahlte. »Und? Hat vielleicht Vollmar nicht recht? Schaut euch doch um, wie die Arbeitsmoral ist!«

Als er merkte, dass die anderen gerade in diesem Punkt nicht einverstanden waren, fing er an, das bekannte Couplet des Volkssängers Gustl Junker zu singen und imitierte laut diesen beliebten Vertreter des Münchner Volkswitzes in Stimme und Vortrag, damit er auch aus dem übrigen Publikum im Lokal mit Beifall bedacht würde. »I bin der schöne Kare, i bin beim Heil und Litte, beim Soller drunt' im Tal, da ist mein Stammlokal. I mag a zerre Musi, an Schmai, a Bier, a Gspusi. Gibt's Schmirgel, bin i mitten drin, weil i der Kare bin ...«

»Hör auf damit!« Nun war Gustl voll geladen, mit geballten Fäusten stützte er sich am Tisch auf. »Wenn der Gustl Junker es sich leicht macht, indem er sich über die kleinen Leute lustig macht, weil er sich nicht an die großen traut, kümmert's mich nicht. Aber bei unserem Vollmar ist das Opportunismus!«

»Sagen die Radikalen wie der Eisner aus Berlin!«, warf Lettenbauer halblaut in das betretene Schweigen, das Gustls Zornausbruch folgte. Damit hatte er das richtige Wort gefunden, um einen aufkommenden Streit unter den Genossen zu bremsen und die Debatte über das schwelende Unbehagen mit dem alten Mann am Walchensee noch einmal hinauszuschieben. Berlin! Damit wollte in München niemand etwas gemein haben. Berlin, das war Kaiser Wilhelm II., den man im vergangenen Jahr zur Grundsteinlegung des »Deutschen Museums« in der Stadt gehabt hatte, wo er sich voller Herablassung über die »Provinzhauptstadt« geäußert hatte. Nein, mit dem Hinweis auf den Eisner aus Berlin war Gustl der Wind aus den Segeln genommen.

Für diesmal gab Gustl es auf. Sein Hinweis, die in dem Lied geschmähten Bauarbeiter wären doch immerhin diejenigen gewesen, denen die rasch gewachsenen neuen Stadtviertel, die noble Maximiliansstraße und die Isarbegradigung ihre Existenz verdankten, war schon Rückzugsgefecht. – So war das eben: Der große Alte auf seinem Gut am Walchensee regierte die bayrische Sozialdemokratie wie der Prinzregent das Bayernland, linke Tenden-

zen kamen aus dem Norden, aber auch der preußisch-stramme Militarismus. Mit »Suprema lex regis voluntas« trug sich der Kaiser bei einem weiteren Münchenbesuch ins goldene Buch der Stadt ein, dass der Wille eines Herrschers oberstes Gesetz sein sollte, verstärkte die bayerische Abneigung gegen den »ausländischen Norden« noch mehr. Nur Leute wie Bammes, die das Unterscheiden gelernt hatten, setzten sich mit den Kritikern am SPD-Kurs unvoreingenommen auseinander. Oder war er auch ein Radikaler?

Nicht mit der sonst üblichen Gelassenheit machte Bammes Gustl Kühn mit einem Vorfall an seiner Schule vertraut, lief dabei mit fahrigem Bewegungen in seinem anspruchslosen Untermieterzimmer herum. »Du kennst doch den Glasl? Ja, den, der einmal bei dir im Betrieb Verbandsobmann für die Buchdrucker war. Jetzt ist er Mitglied der Schulkommission der bayerischen Prinzipalsorganisation. Dass er einmal bei einer Gewerkschaft organisiert war, hat er vergessen. Meine Entlassung verlangt er!«

»Aber das kann er doch gar nicht, oder?«

»Mein Schulvorstand und Professor Godron von den Fachschulen in München halten zu mir. Sonst wäre ich schon hinausgeflogen und kein Hahn würde mehr nach mir krähen!«

»Was hast du dir denn zuschulden kommen lassen?«, wunderte sich Gustl und bereute, dass er auch gleich eine Schuld bei seinem Freund suchte.

»Einseitig beeinflusst habe ich angeblich die Lehrlinge. Weil ich ihnen das Aufsatzthema ›In welcher Weise sorgt der Verband deutscher Buchdrucker für seine Mitglieder‹ gegeben habe. – ›Die Sozialgesetzgebung, ein Geschenk Bismarcks an die deutschen Arbeiter‹ ist ein Thema, das auf dem Schulplan steht. Ist das vielleicht keine Einseitigkeit?«

Am Stammtisch, zu dem Gustl diese Neuigkeit brachte, fand das Verhalten seines Freundes aus dem Sanatorium nicht allgemein Zustimmung. Postschaffner Löffler meinte: »Als Lehrer muss er eben wissen, was er machen darf und was nicht!« Der alte Lettenbauer wiegte bedenklich seinen Graukopf und nörgelte: »Das kann er schon der Gewerkschaft überlassen, wenn die Lehrlinge einmal hinkommen.« Nur Buttenhauser, der noch nicht zu lange aus der Schule war, brachte für den Bammes Verständnis auf. »Ich wäre froh gewesen, wenn wir so einen Fachlehrer gehabt hätten.«

Als Sophie und Betty schulpflichtig waren, hatte Gustl sie nach München geholt. Dem Betrieb in einer Dorfschule traute er nicht, er kannte ihn ja aus eigener Anschauung und glaubte nicht, dass sich inzwischen viel geändert hatte. Viel hatte er dazulernen müssen, seit er in die Stadt gekommen war,

die Schlachten aus dem Krieg 70/71 hatten ihm wenig geholfen. – Dafür war Minna nach Steinbach geschickt worden, um in der guten Landluft kräftig zu werden. Immer noch hockten sie in der engen Wohnung zusammen, in der auch noch Zigarrenwickel geschnitten wurden. Inzwischen war auch der ersehnte Sohn eingetroffen. August hatte er ihn genannt, Gustl, wie er selber. Mit der Genossenschaft ging es nun auch vorwärts, das weite Geviert der Grundmauern stand bereits und langsam wuchsen auch die Mauern heraus, inmitten der Schafweiden. Besonders die Eingesessenen, die Dreiquartelprivatiers mit eigenem Hausbesitz, lachten noch über die Bautafel mit der Aufschrift »Arbeiter-Wohnungsbau-Genossenschaft Ludwigsvorstadt«. »Werden bald auf die Gant kommen, die Notnickel«, meinten sie, und: »Dass so was Neumodisches überhaupt erlaubt wird, so was von droben runter!« Sie dachten dabei mit Sorge an ihre eigenen Mieteinnahmen, die dadurch vielleicht schon bald nicht mehr willkürlich zu erhöhen seien. – Gustl hoffte, dass bald eine Hauszeile fertig würde, damit er mit seiner Familie zu einem gesünderen Domizil komme.

Nordwind – Südwind

Wenn in München der Wind von Süden kommt, von Afrika her, dass er über die hohen Alpengipfel steigen muss, sich dann ermattet, aber immer noch voll Temperament ins Voralpenland fallen lässt, dann spüren es die Leute. Kopfweh, sagen die Empfindlichen, bringe dieser Südwind, den man Föhn nennt. Bammes aber brauchte sich über Glasl und seinen Antrag, ihm seine Stelle als Fachlehrer zu nehmen, keine Kopfschmerzen mehr zu machen. Sein Schulvorstand hatte sich gegen den ultramontanen Buchdrucker durchgesetzt.

Ein scharfer Wind aus dem Norden veranlasste ihn jedoch zu raschen Überlegungen. Der Kaiser in Berlin mischte sich in einen Streit zwischen Marokko und der Französischen Republik ein, schickte 1911 ein Kanonenboot vor die marokkanische Hafenstadt Agadir, als ob es nicht so schon genügend Gründe für die Franzosen gab, dem Deutschen Reich übel zu wollen. Was hieß übel wollen – einen Kriegsgrund anzunehmen, dass die Bayern wieder für die Preußen die Turkos und Zuaven machen mussten, wie es das riesige Schlachtenpanorama im Rundbau auf der Theresienwiese zeigte, »Die Bayern bei Weißenburg 1870«. Kriegsfreudig waren nur ganz wenige Bayern, trotz der Militärübungen und glanzvollen Paraden in und

um München in den letzten Jahren. Also würde man es denen auch zeigen können, dass es so wäre.

»Marokko, das ist weit weg!«, bekam Bammes von Gustl zu hören und: »Die Isar herauf kommen keine Kanonenboote.« Aber dann war es Gustl, der seine Brüder beredete, auf die Demonstration gegen die Marokko-Provokation mitzugehen. Martin war schnell überzeugt, aber Fritz zögerte lange, bis er zusagte. Gustl meinte Rindlbacher zu hören, so viel hatte Fritz schon von seinem Schwiegervater angenommen »Wir haben doch unsere Abgeordneten im Reichstag und im Landtag. Zu was sollen wir uns dann auf der Straße zusammenrotten? Die Leute haben sich daran gewöhnt, dass wir eine Partei sind, wie jede andere auch. Durch eine Demonstration werden die nur wieder gegen uns eingestellt.«

»Außer uns Sozialdemokraten macht keiner eine Demonstration, da hast du recht, aber von wem sonst erfahren die Leute, dass sie vom Norden her in den Krieg hineingesteuert werden? Und dann auch, sollen die französischen Arbeiter glauben, das Volk bei uns lässt sich so ohne weiteres auf sie hetzen?« Gustl las es am gleichgültigen Gesicht seines Bruders ab, dass der so nicht zu packen war. Also andersrum! »Was machen deine zwei Buben? Hast den Kleinen auch schon aus dem Größten heraus?«

Das war etwas, worüber Fritz gerne und viel redete. »Der Kleine wird, das kann ich dir versprechen. Franziska schaut gut auf, dass er gesund und kräftig wird. Mit dem Großen ist das doch nicht so gegangen, weil wir damals ziemlich knapp waren, für seine fünf Jahre ist der noch recht schwächlich, in den müssen wir etwas mehr hinfüttern.«

»Wie heißt denn jetzt eigentlich dein Jüngster?«

»Georg nach unserem Vollmar und Wilhelm ...«, Fritz stockte mitten im Satz und schielte nach Gustl, aber der ergänzte: »Nach dem Kaiser, kann ich mir denken. Ist ja auch wurscht, aber dass ihm sein Namenspatron den Vater wegholt, in eine Montur steckt, finde ich gar nicht gut!«

Franziska hatte sich bisher aus dem Männergespräch herausgehalten, inzwischen am Herd herumgewirtschaftet. Jetzt setzte sie dem seltenen Besuch eine Tasse Malzkaffee mit viel Milch vor. »Der Fritz hat doch seinen Militärdienst hinter sich, ist ein Reservist, und Familienväter holt man doch nicht gleich, oder?«

Gustl gefiel sich nun gar nicht mehr in seiner Rolle als Agitator, erst einmal rührte er umständlich die Tasse um, schlürfte von dem heißen Getränk, dessen Süße er nicht schätzte. Bruder und Schwägerin erwarteten aber seine Antwort. Hätte er es bloß sein lassen, auf einen mehr oder weniger bei der Demonstration kam es nicht an. »Reservist? Reserve für was? Du bist ja zu

Hause aufgewachsen, hat dir unser Vater nie erzählt, wie es 70/71 war? Hat er dir nichts von den Familienvätern gesagt, die damals zu Krüppeln geworden sind?«

»Pscht! Nicht so laut!«, sorgte sich Franziska um den Schlaf der Kinder im Schlafzimmer nebenan, und »Wird doch nicht gleich Krieg werden?«

Gustl merkte, daß er bei ihr schon halb gewonnen hatte. »Eben dass es keinen gibt, müssen wir jetzt auf die Straße!«

»Da kommt der Fritz auch, oder, Fritz?«

Die Zirkuswiese unterhalb der Bierkeller wurde anderntags zu klein für die Masse der Leute, die dem Demonstrationsaufruf gefolgt waren. Gustl und Martin gingen gemeinsam hin und in der Mitte der Menge trafen sie auch Fritz, dem es unangenehm gewesen war, am Rand auf sie zu warten unter den prüfenden Blicken der Polizisten, die den Platz umschritten. »Habt ihr gesehen, unser Schwager Hans hat auch Dienst. Sogar zugenickt hat er mir, wie ich an ihm vorbei gekommen bin.«

Als sich der Zug von ungefähr zehntausend kriegsunwilligen Münchnern in die Stadt hinein in Bewegung setzte, trafen sie auch auf Gustls Freund Bammes, der es aus Besorgnis um seinen Hauptlehrerposten ebenfalls vermieden hatte, sich am Rande der Demonstration sehen zu lassen. »Das sind nicht lauter Sozialdemokraten?«, erkundigte sich Gustl bei ihm. Bammes erläuterte, dass so eine Sache eigentlich alle angehe und konnte ihm sogar einige Schwabinger mit Namen nennen, die sich dem Zug angeschlossen hatten. Literaten wie den Landauer und den Eisner aus Berlin zeigte er ihnen, und sogar Fritz fand, dass bei solchen Teilnehmern sein Mitgehen gar nicht so radikal erscheinen konnte. Die Polizisten lenkten den Protestzug außerhalb der Landtagsbannmeile in Seitenstraßen. Die mittelalterliche Enge dieser Gassen beunruhigte ihn dann gleich wieder. »Habt ihr vergessen, was der Zar in Russland im Fünferjahr mit so einer Demonstration hat machen lassen?« Oder schien das nur so, wollte er nun, da er einmal mitgegangen war, die Gefahren einer solchen Aktion besonders hervorheben, seine Furchtlosigkeit? Sollte sich einer auskennen mit dem Fritz!

Vor dem neu gebauten Rathaus mit dem Glockenspielturm sprach Auer zu den Kundgebungsteilnehmern. Kräftige Worte fand er für das preußische Säbelrasseln, mahnte am Schluss aber auch zur Besonnenheit. So gingen sie anschließend auseinander, ohne sich um die breitbeinig postierten Polizisten zu kümmern, die sie mit geringschätzigen Blicken belegten. Heimzu schloss sich ihnen noch Jakob Kühn an, ihr Onkel Jakob. Gustl kannte ihn noch flüchtig von den Familienfeiern, als Onkel hatte er ihn nie

empfunden, eher wie einen älteren Bruder. – Über seine Arbeit in der Gummifabrik plauderte er von den Luftschiffhüllen, die bei ihnen gefertigt wurden. Unversehens waren sie wieder beim Thema Krieg. »Auf dem Oberwiesenfeld vor dem Kasernenviertel ist der erste Luftschifflandeplatz eingerichtet worden. Was meint ihr, ist das Zufall? Wenn sie den nächsten Krieg auch noch in der Luft führen, wird es fürchterlich!« Jetzt war es Martin, der unbedacht den Draufgänger zeigte: »Wir brauchen uns nicht fürchten. Mit dem Zeppelin sind wir den anderen voraus. Und Schiffe werden jetzt auch gebaut!« – »Euch geht es wohl zu gut, dass ihr euch einen solchen Luxus leistet, dafür blecht?«, wurde Jakob ernstlich ärgerlich. »Lass nur, der meint es nicht so«, besänftigte Gustl und entdeckte bei dem um nur einige Jahre Älteren plötzlich doch onkelhafte Züge. Vielleicht folgte er auch deswegen nicht so bald seiner Einladung, ihn einmal zu besuchen.

Als Gustl Kühn zusammen mit Frau und Kindern endlich einmal den Weg über die Donnersberger Brücke über die Bahnlinien zu dem neuen Miethaus, in dem Onkel Jakob eingezogen war, fand, da sprach in München keiner mehr von der Demonstration und der Kanonenbootpolitik des Kaisers. Sogar Anni redete mit ihm über die Erbfolge der Wittelsbacher, als ob sie eine Prinzessin aus höchstem Hause wäre. Prinzregent Luitpold, der für den geisteskranken Otto regierte, ging nun ins einundneunzigste Lebensjahr, auch Prinz Ludwig war schon ein reichlich betagter Herr, da erwarteten viele, dass bald der militante, beinahe preußisch-straftige Prinz Rupprecht den Thron besteigen würde. »Mit einem jungen und energischen Herrscher bekommt Bayern wieder mehr Eigenständigkeit«, vermutete Anni, brachte damit Gustl zum Widerreden, dass die Zeiten für eine solche Eigenständigkeit für immer vorbei seien.

Unter solchen Gesprächen gelangten sie bis vor die Wohnungstür von Onkel Jakob.

»Schön, dass ihr doch einmal hergefunden habt zu uns«, freute er sich. Seine einzige Tochter, ungefähr mit Sophie im selben Alter, packte gleich ihren Puppenwagen aus und wurde mit Sophie und Betty in den Hof zum Spielen geschickt. Anni musste mit Jakobs Frau die für einen Arbeiterhaushalt reichlich aufwendige Wohnungseinrichtung bewundern, danach setzten sich die Erwachsenen zum Kaffee zusammen.

»Ihr habt doch mehr Kinder?«

Anni sagte schnell »vier!«, vergaß Amalie mit Absicht und beantwortete weitere Fragen der Gastgeberin, bevor sie gestellt wurden. »Minna und Gustl sind in Steinbach gut aufgehoben. Ich geh in die Fabrik, sonst langt

das Geld nicht, die zwei Großen sind nach der Schule in der evangelischen Anstalt. Auch daheim können die schon was helfen.«

»In der Kinderanstalt von der Kirche?«, vergewisserte sich Onkel Jakob. Eifrig bestätigte Anni nochmals: »Ja, bei den Evangelischen. Ich bin ganz zufrieden damit.«

Gustl merkte, dass Jakob dazu etwas auf der Zunge lag. Aber erst, nachdem die Frauen mit dem Kaffeegeschirr aus der guten Stube in die Küche verschwunden waren, kam der Onkel mit der Sprache heraus. »Gefällt es dir eigentlich auch, wenn deine Kinder lernen, für den Kaiser zu beten, beten lernen überhaupt?«

»Schadet's den Kindern, wenn sie davon auch was erfahren? Später finden sie sich dann schon zurecht und legen den Religionskram ab wie ein altes Gewand.«

Jakob nickte. »So meinen es alle, sagen es alle – und es stimmt nicht. Irgendwas wird schon hängen bleiben von der christlichen Erziehung, die so christlich auch wieder nicht ist, eher kirchenfromm. Hast du schon was gesehen von der Enzyklika des Papst Pius X.? Das Seelenheil eines rechtgläubigen Arbeiters sei bedroht, steht da, wenn er mit ungläubigen Kollegen zusammen in einem Verband ist. Sogar mit nicht katholischen Arbeitern darf er bloß im Notfall zusammengehen, nur, wenn es am Ort gerade keinen katholischen Gesellenverein gibt. Und was ist mit dem Seelenheil eines katholischen Fabrikanten, wenn er mit fremden Pfunden wuchert, sich ganz ohne Nächstenliebe keinen Gedanken macht über die halb verhungerten Kinder der von ihm Ausgebeuteten? – Aber der Kirche geht es ja nicht um das Seelenheil von irgendjemandem. Aufspalten wollen sie die Arbeiter, damit sie nicht gemeinsam gehen und damit etwas erreichen können. Da siehst du, auf welcher Seite die Kirche ist.«

»Die Kirche ist eben noch mächtig, da kann man nichts dagegen machen, bei uns in Bayern schon gar nicht.«

Jakob war mit Gustl nicht zufrieden. »Da kann man schon was machen: Austreten!«

»Bist du denn schon ausgetreten?«

Jakob schüttelte den Kopf. »Aber ich werde austreten und meine Frau auch, sobald unsere Tochter aus der Schule ist. Bloß, damit man die nicht schikaniert, deswegen.«

Die Wochen danach beobachtete Gustl argwöhnisch alles, was auch nur im entferntesten mit der Kirche zu tun haben könnte. Die bigotte Heuchelei mancher Dreiiertelprivatiers zum Beispiel war ihm längst bewusst geworden, aber nun stieß er auf weniger Oberflächliches. Merkte,

dass die Zahl der Religionsstunden in der Schule denen der Rechenstunden gleich war, dass in den Schulzimmern ein Kreuz hängen musste, ließ sich sagen, dass die Worte »Gib dem Herrn, was des Herrn ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist« auch auf die Fabrikanten angewandt wurden, dass Stillhalten mit dem Glorienschein der christlichen Demut geziert wurde. Er gab im Stillen nun seinem Onkel Jakob recht, aber da seine eigenen Kinder noch längere Zeit der Schule, damit auch den Schikanen rachsüchtiger Kircheneiferer ausgeliefert waren, konnte er noch nicht so bald an einen Austritt denken. So füllte er mit seinem Zorn ein Blatt Papier.

»Jugendfürsorge

Also sprachen einst die Frommen:
Lasst die Kindlein zu uns kommen,
Dass wir ihre schwachen Seelen
Mit dem Worte Gottes ölen.
Mit Gesang und mit Gebeten
Ihren Geist zusammenkneten,
Und damit sie nicht zu schlau
Sie verprügeln braun und blau.
Nimmer soll der Satan rauben
Ihnen dann den rechten Glauben.
Jedes wird ein gutes Schaf:
Arbeitswillig, dumm und brav.«

Gustl Kühns erste kurze Geschichten und Gedichte verdankten ihr Entstehen dem Überfluss an Zeit im Sanatorium und der Anregung Bammes. Gustl schrieb auch danach noch hie und da etwas nieder, was ihn bewegte, sammelte die Blätter in einer leeren Zigarrenkiste, die ihren Platz auf dem Kleiderschrank hatte. Mit diesem neuen Gedicht aber besuchte er einmal Bammes. Dessen Bescheid: »Das kann man brauchen!«, nachdem er es einmal überflogen und dann noch einmal laut gelesen hatte, überraschte ihn, ja erschreckte ihn im ersten Moment.

»Meinst du wirklich?«

»Ja, das meine ich. Die im Verband organisierte Jugend bringt eine eigene Zeitschrift heraus für die Fachschule. Wenn du mir das Gedicht lässt, würden die es bestimmt drucken.«

Es gehörte nicht zu Gustls Art, sich zu zieren, ohne weiteres überließ er es seinem Freund, freute sich auch über die Aussicht sich einmal gedruckt zu sehen.

Ein ultramontaner Wind blies ihm etliche Wochen später ein amtliches Schreiben auf den Küchentisch. Seit seiner Einberufung zum Militär hatte er kein solches Schriftstück mehr bekommen, das er dem Postboten quittieren musste. »Landgericht München ... wegen des vollendeten Tatbestandes der Kirchen- und Religionslästerung unter dem erschwerenden Umstand der Jugendverhetzung ...«

Natürlich hielten ihm die Genossen für seinen Termin vor Gericht die Daumen. Verständnis für sein Delikt fand er jedoch bei ihnen wenig. Wegen Geschriebenem angeklagt zu werden, das war etwas für Studierende, für Schwabinger. Von denen hatte man schon oft Derartiges gehört. Lediglich Buttenhauser und der noch jüngere Heini Stiegler, der noch nicht einmal seine Lehre abgeschlossen hatte, standen ganz zu ihm und fanden seine Zeilen gut. Erst bei der Verkündung des Urteils aber wurde ihm selbst bewusst, welche Waffe das geschriebene Wort war. »... sechs Wochen Gefängnis, die zur Bewährung ausgesetzt werden unter der Voraussetzung, dass sich der Angeklagte fernerhin ähnlicher Pamphlete enthält ...« Ein hoher Preis für seine ungelenken Worte, im ersten Zorn hingeschrieben. Wie mussten die Mächtigen im Norden wie im Süden doch davor Angst haben, dass das Volk den Mund aufat! Plötzlich fühlte er aus seinen schrundigen Fäusten eine Kraft nach oben steigen, ohne zu überlegen, trat er auf den Richtertisch zu: »Ich möchte auf eine Bewährung verzichten!«

Konsterniert starrte ihn der Mann in der Robe unter dem Kreuz hervor an. »Aber wieso denn ...?«

Auch der Staatsanwalt, zuvor bemüht, sein Vergehen zu riesigen Dimensionen aufzublasen, beugte sich nun überrascht zu ihm herunter, pries ihm das Entgegenkommen der Staatsgewalt eindringlich an, wie eine Standlfrau vom Viktualienmarkt eine überständige Gans einer unsachverständigen Kundin. Sein trotziges Kopfschütteln bewirkte, dass sich die Robenträger hinter der Rechtsbarrikade flüsternd verständigten, ihn dann nach Hause entließen mit der Ankündigung, dass ihm das schriftliche Urteil zugeschickt würde.

Staatsräson und Kirche, Nordwind oder Südwind, wer hatte ihn zum ersten Mal gezaust? Aufrecht, mit kräftigen Tritten, dass der Klang seiner Absätze auf dem Steinboden des Korridors hallte, marschierte er zum Ausgang des Justizpalastes. Eine neue Erfahrung hatte er gemacht, vielleicht fielen ihm dazu neue Worte ein ...